

Die Arbeiterin

Zeitschrift

für die Interessen der Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes.

Organ aller auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehenden Vereinigungen der Arbeiterinnen.

— Eintracht macht stark — Bildung macht frei! —

Redaktion: Emma Jhrer, Welten (Markt). — Expedition und Verlag: Fr. Meyer, Hamburg, Rosenstr. 35.

Erscheint wöchentlich einmal und zwar am Sonnabend.

Annoncen pro Zeile 20 Pfennig. Vereine erhalten Rabatt.

Abonnement pro Vierteljahr 1 Mark, Einzelnummer 10 Pf. Direkt per Kreuzband Mk. 1.40.

Fremde und Freundinnen! Sorgt für die Verbreitung der „Arbeiterin“!

„Wirksame Auskehr halten.“

Die Bevölkerung Berlins, besonders die „gutbürgerlichen“ Kreise des „Mittelstandes“, befinden sich seit mehreren Wochen in einer eigenthümlichen Aufregung. Eine Reihe von Skandalaffären, schmutzigen Prozessen und entsetzlichen Mordthaten ist auf die guten Leute, deren Wohlbürgergemüthlichkeit das Sensationelle nur in mäßigen Dosen und angemessenen Zwischenräumen zu ertragen vermag, mit so großer Schnelligkeit und so plötzlicher Wucht gestürzt, daß es ihnen zuviel des Guten geworden ist. An die Stelle des schmunzelnden Behagens, mit welchem man zur Zerstreung und Nervenstärkung dann und wann die notwendigen sensationellen Ereignisse sonst aufgenommen werden, ist mit einem Male Widerwille und Abscheu getreten, und die sportmäßig betriebene sittliche Entrüstung, die bei solchen Gelegenheiten zur Schau tragen, ist einem veritablen Entsetzen gewichen.

Im Vordergrund stehen besonders zwei Ereignisse: der Mordprozeß Heintze und die Ermordung der Nitsche. Der Prozeß gegen das der Ermordung des Nachtwächters Braun beschuldigte „Ehepaar“ Heintze — in Wirklichkeit ist sie eine Prostituirte und er ein Zuhälter, der sich mit ihr „trauen“ will, um das Gewerbe eines „Beschützers“ unbehelligt durch die Stuppeliparagraphen ausüben zu können, — hat in die Verhältnisse der Berliner Prostitution wie ein grell aufleuchtender Blitz hineingeleuchtet und der sich bekreuzigenden Bourgeoisie gezeigt, welche Abgründe inmitten der Gesellschaft bestehen. Das Treiben in der aus Stube, Küche und Kellerräumchen bestehenden Kellerrwohnung, in welcher das Heintze-„Ehepaar“ zur Zeit des bereits im Jahre 1888 verurtheilten Mordes zusammen mit zwei anderen, ungefähr gleichartigen Paaren gehaust hatte, war ein echtes und rechtes Stadtviertel, aus Unbildung, Noth und Verbrechen, aber auch aus Schmutz, Krankheit und Elend gemischt. Die Ermordung der Prostituirten Nitsche, welche der Bestialität zweifellos Irrennigen zum Opfer fiel, gewährte einen Einblick in eine ähnliche Kellerrwohnung, ein sogenanntes Heintzequartier. Die Bewohner, ein ehemaliger Klempner mit seiner Frau, pflogten, sobald eine Prostituirte mit einem „Kunden“ erschien, auf die Straße zu gehen, um zu warten.

Die ehrenwerthe Bourgeoisie riß ob dieser Zustände die Augen auf und griff sich mit gut gespielter Verblüfftheit an Stirn. Sie that, als ob ihr das alles ganz neu sei, ob sie es nicht schon längst gekannt, ja nicht nur gekannt, sondern sogar selbst geschaffen, stets als nothwendig betrachtet und ängstlich konservert hätte. Sie begann sofort gewaltiges Geschrei zu erheben, über sittliche Verkommenheit der „unteren“ Volksklassen zu deklamiren und Abhilfe durch Polizei und Staatswegen zu verlangen. In den Weisungen wurde die Stammtischrunde im Handumdrehen Ministerrath, der über die zu ergreifenden Maßnahmen vertheilte. Die bürgerliche Presse verwandelte sich in einen schreienden Hengst, aus dessen Mäulern allerlei schemenhafte Gebilde aufsteigen, Reformpläne, die das Uebel von innen aus kuriren sollten. Vordelle für die Prostituirten, Arbeitshaus oder Deportation für die Zuhälter, wirbelte nur so durcheinander.

Mitten hinein in den allgemeinen Wirrwarr setzte die Nachricht über den Prozeß Heintze gelesen und in überndem Jörn an den Justizminister telegraphirt: „Wirksame Auskehr halten!“

Wirksame Auskehr halten! Das Wort wirkte wie eine Magie. Jetzt wußte man doch, wo und wie! Und das Treiben in der Presse und das Debattiren an den Stammtischen ging von neuem los. Es wurde auch dafür Sorge genommen, daß den „Sozialreformern“ mit der Feder oder mit der Munde der Stoff nicht ausging; denn dem jörnigen Programm folgte alsbald eine durch den Reichsanzeiger veröffentlichte längere Kundgebung des Kaisers, die an den Prozeß Heintze anknüpfte, die Nothwendigkeit einer wirk-

samen Auskehr näher begründete und baldige Maßnahmen in Aussicht stellte. Und so stehen wir jetzt am Vorabend des großen Ereignisses: das elie Geschwür an dem durchfeuchten und innerlich vermorschten Gesellschaftskörper, das so lange als „nothwendiges Uebel“ betrachtet und vernachlässigt worden ist, das unter der schützenden Hülle weitergefressen hat, bis es endlich einmal geplatzt ist und Gestank verbreitend seine Existenz aller Welt kund gethan hat, — das elie Geschwür „Prostitution“ genannt, soll endlich seinen Arzt finden.

Ob es ihn wirklich finden wird?

Wir haben nicht die Absicht, an der kaiserlichen Kundgebung Kritik zu üben. In letzter Linie kommt es ja hierbei nicht auf die Ansichten und Wünsche des Monarchen an, sondern auf das, was die gesetzgebenden Organe beschließen werden; wobei wir uns freilich nicht verhehlen, daß diese bei ihrer gesetzgeberischen Arbeit stark unter dem Einfluß der Ansichten und Wünsche des Landesherrn stehen werden.

Soweit bisher über das, was geplant wird, Nachrichten an die Öffentlichkeit gelangt sind, gedenkt man thatsächlich mit Vordellen und Verschärfung der Strafen dem Uebel zu begegnen. Das heißt, man will das Geschwür lokal fixiren, überwachen, nach Kräften desinfiziren und — ruhig weiter an dem Mark des Gesellschaftskörpers zehren lassen. Wirksame Auskehr halten!

Die Errichtung von Vordellen, in welche die Prostituirten einzusperren wären, wie Verbrecher in ein Zuchthaus, ist eine Maßregel, die den Männern zum Nutzen und den Prostituirten zum Schaden gereichen würde. Sie schützt die Männer der bestehenden Klasse, welche die Prostitution als nothwendig anseht und vertheidigt, gegen Ansteckung, Ausplünderung und gelegentliche Mißhandlung und macht den Frauen der beschlossenen Klasse, welche die Prostitution, wenn sie nicht verhungern wollen, ebenfalls als nothwendig zugestehen und sich ihr zähneknirschend opfern müssen, die Rückkehr zu einem anderen Lebenswandel für alle Zeiten unmöglich. Die Errichtung von Vordellen beseitigt nicht die Prostitution, sondern sie bestärkt und vermehrt sie, indem sie sie von Staatswegen sanktionirt.

Uebrigens trägt man sich in maßgebenden Kreisen augenblicklich gar nicht mit der Absicht, die Prostitution zu beseitigen. Die Prostitution ist ja eine „nothwendige“ Ergänzung der modernen bürgerlichen Ehe und somit eine Stütze der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Der geplante Feldzug gilt ja nur dem Anhängsel der Prostitution, dem Zuhälterthum. Die Männerwelt soll ein sicheres Plätzchen haben, wo sie unter obrigkeitlichem Schutz ihrem Gelüste fröhnen kann und die Damen der Bourgeoisie sollen des Abends wieder sein sittlich durch die Straßen wandeln können, von denen alle Moral — in die Häuser verbannt ist.

Wollte man die Prostitution beseitigen oder auch nur wesentlich einschränken, dann würde die Auskehr, wenn sie wahrhaft wirksam sein sollte, gefährlich werden. Die Prostitution ist ein Erzeugniß der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die dem Unternehmer die schrankenloseste Ausbeutung der Arbeitskraft ermöglicht und die elend bezahlten Arbeiterinnen auf die Straße treibt. Wer der Prostitution zu Leibe will, muß dieser Gesellschaftsordnung zu Leibe gehen. Die Prostitution gleicht dem Schwamm, der in alten, haufälligen Häusern nistet; Jedermann weiß, wie schwer der Haufschwamm zu beseitigen ist; wenn man ihn an der einen Stelle glücklich losgeworden ist, so tritt er an der andren von neuem auf. Es giebt Leute, welche meinen, der Haufschwamm sei nur dadurch radikal zu beseitigen, daß man das ganze Haus abreißt, — und die Erfahrung giebt ihnen meistens Recht. Die Prostitution ist auch nur durch eine solche Radikalur zu beseitigen. Nur wer das alte haufällige Haus der kapitalistischen Gesellschaftsordnung abbricht, der hält eine wahrhaft wirksame Auskehr!

Br.

Der Parteitag zu Erfurt.

III.

In der Montag-Nachmittagsitzung ergriff Vollmar das Wort, um die gegen ihn gemachten Angriffe zurück zu weisen. Man habe ihn einen Bourgeois-Sozialisten genannt, ja ein mit Phantasie begabter Vorredner habe ihn sogar mit dem seligen Boulanger verglichen. Man möge doch auch die Rehrseite der Medaille betrachten. Redner zitiert nun einige Stellen aus seiner Broschüre, aus der hervorgeht, daß er keineswegs die Endziele der Partei verleugnet, daß er aber über dem Fernerliegenden nicht das Nächstliegende vergessen haben wollte. Er meine, daß der Normalarbeitstag ein ganz revolutionäres Mittel sei, wenigstens eine ebenso große als schöne Phrase. Vor allen Dingen müsse das Recht der freien Meinungsäußerung gewahrt werden, was gegenwärtig nicht der Fall sei. v. Vollmar wendet sich zu der Bebel'schen Resolution und erklärt, daß er ganz auf dem Boden derselben stehe, dagegen betrachte er den Antrag Dertel als gegen seine Person gerichtet. Wenn die Versammlung diesen Antrag annehmen sollte, so würde ihm der Boden für das gemeinsame Werk entzogen und es das letzte Mal gewesen sein, daß er zu den Genossen gesprochen.

Nun ergreift Bebel das Wort zu einer zweistündigen Rede, in welcher er seine Ansichten über die Ziele der Partei darlegt und sich speziell gegen Vollmar wendet. Die Reden desselben bedeuteten einen vollständigen Bruch mit seiner ganzen politischen Vergangenheit und er frage sich, wie ein Mann, wie Vollmar seine Ansichten so radikal ändern könne. Die von Vollmar empfohlene Taktik sei verwerflich, man müsse die Leute im Gegentheil so rasch als möglich zum Ziele führen. Vollmar sei der schwarze Pessimist in der Partei. Redner will verhüten sehen, daß das Beispiel Vollmars Nachahmer finde. Nachdem Redner die äußere Politik besprochen, empfiehlt er den Antrag Dertel zur Annahme.

Von Ehrhardt-Ludwigshafen wurde der Antrag gestellt: „Nachdem sich Genosse Vollmar ohne jede Einschränkung für die vom Genossen Bebel entwickelte Ansicht bezüglich der bisherigen Partei-Taktik ausgesprochen hat, erklärt der Parteitag den Antrag Dertel für erledigt und geht zur Tagesordnung über.“

Vollmar erklärt bei sachlichem Vorgehen sein volles Einverständnis und Dertel zieht darauf seinen Antrag zurück.

Sodann wird die Wahl der Reuer-Kommission, welche die Beschwerden resp. Anschuldigungen der Opposition zu prüfen hat, bekannt gegeben. Gewählt sind: Blume-Hamburg, Emmel-Frankfurt a. M., Slomke-Bielefeld, Reishaus-Erfurt, Kühn-Langensielau, Müller-Darmstadt, Hug-Bant und Willig-Hannover.

Der Vorkommende verliest dann eine schriftlich eingegangene Erklärung: „Die unterzeichneten Mitglieder der Opposition, bisher zur Mitarbeit an den Aufgaben des Parteitages durch den Auftrag ihrer Wähler verpflichtet, erklären: angesichts der allen demokratischen Grundsätzen widersprechenden, geradezu empörenden Bekämpfung von Differenzen seitens der Vorstandsmitglieder Auer, Bebel und Fischer auf die Zugehörigkeit zu dieser sozialdemokratischen Partei zu verzichten. Auerbach. Bähge. Schulze. Werner. Wilberger.“

In der Sitzung am 20. führt Klotz, Stuttgart den Vorsitz und wird in die Berathung von Einzelanträgen eingetreten.

Ein Antrag Breslau und Dortmund geht dahin, der Parteitag möge dafür eintreten, daß eine den Geist des Sozialismus fördernde Jugendliteratur geschaffen werde; dem Antrag wird zugestimmt.

Schulze-Königsberg beantragt: Ein Wochenblatt zu schaffen, das in gedrängter Kürze Auszüge aus dem

„Vorwärts“ giebt über politische und wirtschaftliche Fragen des In- und Auslandes sowie über die Arbeiterbewegung.“ Nach längerer Debatte wird dieser Antrag abgelehnt.

Der Antrag München auf Errichtung eines Bureaus zur Ausarbeitung einer einheitlichen Statistik der Arbeitsverhältnisse, wird der Parteileitung zur Begutachtung überwiesen.

Angenommen werden auch zwei Anträge der eine gestellt von den Essener Delegierten: „Der Parteitag beauftragt die Fraktion, im Reichstage die Abschaffung des in Elsaß-Lothringen existirenden Diktatur-Paragrafen und der Press-, Vereins- und Versammlungsgesetze zu beantragen.“ Der zweite gestellt von Meiß-Röln, Darm-Elsfeld: „Um die an verschiedenen Orten bei Versammlungen vorgekommenen Gewaltthätigkeiten gegen Parteigenossen in Zukunft zu verhindern, wird die Fraktion beauftragt, diese Angelegenheit im Reichstag in geeigneter Weise zur Sprache zu bringen.“

Am 21. giebt die Neuer-Kommission ihren Bericht, welcher auf Ausschluß von Werner und Wildberger lautete und die Genossen Baginsky und Lamprecht zum Widerruf ihrer Angriffe verpflichtete. Der Beschluß wurde gegen 10 Stimmen angenommen.

Als Sitz des Parteivorstandes wird Berlin gewählt sowie auch als Ort des nächstjährigen Parteitages Berlin angenommen.

Alsdann giebt Genosse Liebknecht den Bericht über den neuen Programm-Entwurf. Der Redner erinnert zunächst daran, daß heute ein großer Gedenktag sei. Am 21. Oktober 1878 sei ein Gesetz erlassen worden, das der Sozialdemokratie das Lebenslicht ausblafen sollte. Allein die Sozialdemokratie sei nicht gestorben, sondern im Gegenteil trotz aller Fesseln, die ihr das Gesetz angelegt, gekämpft und gestärkt aus dem Kampfe hervorgegangen. Der Redner kommt alsdann auf das Programm selbst zu sprechen. Es ist bekannt, so etwa bemerkt der Redner, daß das bisherige Programm ein Kompromißprogramm war. Dasselbe kam auf dem im Jahre 1875 zu Gotha stattgefundenen Einigungskongreß zu Stande. Es wird uns von den Segnern der Vorwurf gemacht, daß wir das Schreiben von Marx, in dem dieser erklärte, daß durch das Programm die Partei der Korruption, der Versumpfung anheimfallen werde, den Arbeitern vorenthalten haben. Uns stand damals die Einigung des deutschen Proletariats, das bisher in zwei Lagern sich feindlich gegenüber stand, höher, als alles andere. Die Verhältnisse drängten mit Nothwendigkeit darauf hin, Frieden zu schließen. Dieser Gedanke war so mächtig, daß, wenn die Führer damals nicht gewollt, die Massen die Einigung über die Köpfe der Führer hinweg vollzogen hätten. Wir sagten uns: wenn auch das Programm vieles zu wünschen übrig läßt, so werden die deutschen Arbeiter schon das Richtige zu finden wissen. Und diese Voraussetzung hat sich vollauf bestätigt. Das deutsche Proletariat war von Stunde an geeinigt und es dauerte nicht lange, da gab es zwischen Eisenachern und Lassalleanern keinen Unterschied mehr. Jetzt war allerdings die Zeit gekommen, die es nothwendig machte, ein Programm zu entwerfen, das der heutigen national-ökonomischen Wissenschaft entspricht.

In der zur Vorberathung des Programms gewählten Kommission sind keinerlei prinzipielle Differenzen hervorgetreten. Aus dem Programm ist, der national-ökonomischen Wissenschaft entsprechend, die Forderung der Produktiv-Genossenschaften, die Erwähnung des ehernen Lohngesetzes fortgeblieben. Auch die Worte von „einer reaktionären Masse“ sind fortgeblieben, einmal, da es in der That nicht „eine reaktionäre Masse“ giebt und da andererseits das Wort „reaktionär“ etwas lautschuldartiges an sich hat. In dem Programm ist ferner von dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat keine Rede. Der Staat hat die Herrschaft Einzelner oder Mehrerer zur Voraussetzung. Wenn der heutige Klassenstaat erst

einmal zertrümmert, die Knechtschaft in jeder Form gebrochen, dann giebt es keine Herrschaft mehr, sondern nur noch gleichberechtigte Genossen, mithin ist der Staat überflüssig geworden. Die Forderung: „Wahl der Behörden durch das Volk, Verantwortlichkeit und Haftbarkeit derselben“ ist gestellt worden mit Rücksicht darauf, daß es in England bereits ein derartiges Gesetz giebt. Ich habe anfänglich dem Satz des Programms: „Erklärung der Religion zur Privatangelegenheit“ nicht zustimmen wollen, ich habe aber schließlich eingesehen, daß dieser Satz korrekt ist. Es ist selbstverständlich, daß derjenige, der noch ein religiöses Bedürfnis fühlt, an der Befriedigung desselben nicht gehindert werden soll. Er soll nur alsdann die Befriedigung aus eigenen Mitteln bestreiten. Deshalb heißt es weiter in dem Programm: „Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken.“ Wir verlangen ferner „Weltschmerz der Schule“ und „obligatorischen Besuch der öffentlichen Volksschulen“. Wir wollen damit sagen: Es steht den Eltern frei, ihre Kinder in ihrer Religion unterrichten zu lassen, aber in der Schule, die von allen Kindern ohne Ausnahme besucht werden müsse, darf kein Religionsunterricht erteilt werden. Es ist ebenso selbstverständlich, daß, wie wir Niemanden an der Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse hindern wollen, wir auch jede Verspottung der Religion verabscheuen. Wer noch in Vorurtheilen befangen ist, mag aufgeklärt, aber nicht verspottet werden.

Der Redner schloß etwa folgendermaßen: „Genossen! Als Fürst Bismarck Anfang der sechziger Jahre seine Herrschaft antrat, da rief er den Liberalen zu: „Flectere si nequeo superos acheronta movebo.“ (Kann ich Euch hier Oben nicht beugen, so setze ich die Welt dort Unten (gegen Euch) in Bewegung.) Die deutschen Arbeiter wiesen jedoch die Zumuthung, sich als Popanz gebrauchen zu lassen, mit Verachtung zurück. Der Acheron kam, aber er leistete nicht dem Mann von Blei und Eisen, sondern dem Rufe der Sozialdemokratie Folge. Und heute marschiren die Arbeiter der ganzen Erde, soweit sie Klassenbewußt sind, unter dem Banner der Sozialdemokratie. Fürst Bismarck, der mit größerem Rechte als Ludwig XIV. sagen konnte: „der Staat bin ich“, liegt zerstückelt am Boden. Durch den Abgang Bismarck's hat sich nichts weiter in der Welt geändert, als daß ein Mann, der bisher auf der politischen Bühne stand, über Bord geworfen ist. Die Sozialdemokratie marschirt nach wie vor vorwärts in ihrem Siegeslauf und nichts kann sie aufhalten. Der bürgerlichen Gesellschaft geht es, wie jenem Mann im Alterthum, der zum Untergange verurtheilt war. Er wandte alle Mittel an, um das Verhängniß von sich abzuwenden, aber alle seine angewandten Mittel trugen bloß dazu bei, seinen Untergang zu beschleunigen. Alles, was die bürgerliche Gesellschaft thut, um sich vor dem Untergange zu retten und das Proletariat niederzuhalten, kann nur dazu beitragen, ihren Untergang zu beschleunigen und die Sozialdemokratie ihrem Ziele näher zu führen. Deshalb ist es selbstverständlich, daß wir Palliativmittel nur erstreben, weil diese geeignet sind, die Arbeiter kampffähiger zu machen. Wir kämpfen nicht augenblicklicher Verbesserungen wegen, sondern um unser Endziel, die Befreiung des Arbeiters von der Knechtschaft in jeder Form, herbeizuführen. Genossen! Ich hätte gewünscht, daß das Programm nicht erst am letzten Tage zur Verhandlung gekommen wäre, allein, da die Verhältnisse dies nun einmal veranlaßt haben, so erlaube ich, bei der Berathung des Programms in Erwägung zu ziehen, daß das schönste Programm nichts nützt, wenn dasselbe nicht von dem richtigen Geiste durchdrungen ist. Sorgen Sie dafür, daß dem Programm auch der richtige Geist nicht fehle, dann wird es uns um so schneller gelingen, die heutige Gesellschaft zu zertrümmern und das Banner der Sozialdemokratie aufzupflanzen. (Stürmischer Beifall.)

Nach einer kurzen Geschäftsordnungsdebatte wird der vorliegende Programmwurf einstimmig angenommen.

Es werden alsdann in die Parteileitung gewählt: Abg. Singer und Metallarbeiter Albin Gerisch als Vorsitzende, Abg. Auer und Schriftsetzer Richard Fischer als Sekretäre und Abg. Bebel als Kassirer. Zu Kontrolleuren der Parteileitung werden gewählt: Ferdinand Ewald (Brandenburg a. H.), Dubber (Hamburg), Raben (Dresden), Gottfr. Schulz (Berlin), Fritz Herbert (Stettin), August Jacobey (Berlin) und Abg. Meister (Hannover).

Der Vorsitzende brachte ein Hoch aus auf die internationale Sozialdemokratie und mit dem Gesang der Marzeillaise wurde der Parteitag geschlossen.

Gewerkschaftslied.

Internationale Sekretariate.

Zu dem Bestreben, den deutschen Gewerkschaften eine Form und Verbindung zu geben, welche sie befähigen, die ihnen zufallenden Aufgaben besser verrichten und dem Unternehmertum einen kräftigeren Widerstand leisten zu können, tritt in neuerer Zeit auch der Gedanke, eine internationale Verständigung dahingehend herbeizuführen, daß bei größeren Streiks durch geeignete und schnellere Verbreitung der Nachrichten über den Ausstand der Zuzug fremder Arbeitskräfte ferngehalten, sowie nothwendigen Falles auch eine sekundäre Unterstützung von den verschiedenen Nationen geleistet wird.

Da allgemein, wenigstens in Deutschland, damit gebrochen wird, von sogenannter geistiger Verbindung alles Mögliche zu erwarten, weil man vielmehr immer mehr einsehen lernt, daß alle diese schönen Gedanken eben Gedanken bleiben, so lange ihnen nicht auch eine praktische Unterlage zur Durchführung gegeben wird, so ist auch das Verlangen nach Einrichtungen, die eine genügende Leistungsfähigkeit nach dieser Richtung hin garantiren, das vorherrschende. Allerdings tauchen immer noch Geister auf, die weiter von der geistigen, ideellen Verbindung schwärmen, der praktische Sinn aber, welcher die Gewerkschaften zu beherrschen beginnt, läßt diese Leute immer mehr in den Hintergrund treten. So ideal auch der Gedanke ist, welcher die Gewerkschaften befeuert, so nüchtern und praktisch muß gehandelt werden, wenn es gilt, die Form zu schaffen, in welcher diese Gedanken zur Durchführung zu bringen sind, wenn es sich darum handelt, die Organisation selbst zu begründen, um das Zusammenfassen und Zusammenwirken der Kräfte zu ermöglichen.

Diese Ansicht wird jedenfalls auch die Personen geleitet haben, welche auf dem Kongresse in Brüssel dafür eintraten, daß für die einzelnen Berufe in jedem Lande ein Vertrauensmann ernannt wird. Diese Vertrauensleute sollen in dreimonatlichen Fristen gegenseitig Berichte austauschen. Diese sollen durch Ausführung aller Vorgänge in der Industrie und den Organisationen es jedem Vertrauensmann gestatten, einen Einblick in die Lage des Gewerbes in den Nachbarländern zu erhalten. Insbesondere aber sollen diese Vertrauensmänner bei ausbrechenden Streiks unverzüglich die Nachrichten von Nation zu Nation vermitteln.

Der Parteikongreß in Brüssel aber forderte in einer Resolution, daß in jedem Lande ein Arbeitersekretär ernannt werden sollte, welcher die fragliche Beforgung der Nachrichten zu erledigen hätte.

Nach den Nachrichten aus Frankreich wird demnach dort ein Sekretariat in letzterem Sinne errichtet werden. In Deutschland besteht ein solches bereits in der Generalkommission und bietet sich auch in den englischen und amerikanischen Gewerkschaftsorganisationen ein Anhaltspunkt, der genügend wäre, um die nothwendigsten Nachrichten in der kürzesten Frist verbreiten zu können. Auch für alle anderen Länder sind heute schon Personen vorhanden, welche geneigt und verpflichtet sind, über alle Angelegenheiten Auskunft zu geben. Immer aber werden diese Zentralstellen in den einzelnen Nationen nur dann Bedeutung haben und eine Wirksamkeit ausüben können, wenn hinter ihnen Organisationen stehen, welche eine Einwirkung auf die Arbeiter des Gewerbes haben und nöthigenfalls auch Unterstützung durch Geldmittel zu geben vermögen.

So lange also in den einzelnen Ländern die Gewerkschaftsorganisationen nicht genügend befestigt sind, werden auch internationale Beziehungen wenig bedeutungsvoll wirken, denn es ist ja bekannt, daß zu Streikbrechern nur solche Leute werden, welche nicht in einer Organisation sind, und ferner, daß die freiwilligen Sammlungen zur Unterstützung eines Streiks im Auslande immer nur einen verhältnismäßig sehr geringen Betrag ergeben.

Dem letzteren Mangel soll nun dadurch abgeholfen werden, daß von einzelnen Gewerben projektirt (oder auch schon theils durchgeführt) ist, eine Marke zur Ansammlung eines internationalen Streikfonds herauszugeben. Die letztere Einrichtung wird aber jedenfalls auch nur dem Namen nach

Auch eine Frauenfrage.

(Fortsetzung.)

Und die Angst, die ich gehabt habe, für meinen armen Mann, wenn er herauskommt und mich nicht findet! Und mir in meiner Noth nicht helfen kann, denn wir sind inzwischen immer weiter gegangen, er kann uns gar nicht mehr finden. Einmal wollte ich schreien und mich wehren, aber da sagt er mir: „Laß da, Du bekommst sonst Deinen Monat Gefängniß ganz sicher, und los kommst Du doch nicht.“ Und wieder die Schimpfwörter! Aber recht hat er gehabt, daß es mir nichts nützen kann, und so sind wir angekommen.

In der Stube, in die sie mich gleich gesperrt haben, nachdem er mich abgeliefert, waren schon zwei Frauen, später kamen noch einige dazu. Junge und alte, zerlumpte und anständig gekleidete, und jede hat beim Hereinkommen sich gewehrt und geschrien, sie sei unschuldig und es sei ein Irrthum, ganz wie ich auch, so daß ich nicht mehr weiß, was ich denken soll. Eine alte Frau in dürftigem Anzug hat die ganze Nacht geweint und geschluchzt, die anderen haben geschluchzt, geschimpft, einander schreckliche Geschichten erzählt und

sind zuletzt eingeschlafen. Eine war wegen Diebstahls aufgegriffen und eine wegen Larms auf der Straße — die war betrunken! Und die anderen waren schlechte Weibsbilder. Von jeder, wie sie herein gestossen wurde, hab' ich zuerst gedacht, sie ist ebenso unschuldig, wie ich selbst — aber wie ist mir dann zu Muthe geworden! Was die gesprochen haben! Die gemeinen Redensarten waren noch nicht das Aergste, aber was sie einander aus ihrem Leben erzählt haben, das war fürchterlich. Und ein ganz junges Mädchen war unter den Schlimmsten. Sie haben mich ausgelacht, weil ich nicht mitthat, und die junge hat spottend gesagt: „Laßt sie nur, das erste Mal macht's jede so; das nächste Mal, wenn wir uns treffen, wird sie hier schon sein wie zu Haus und sich nichts mehr daraus machen.“ Ach die Nacht wollte kein Ende nehmen; es läßt sich nicht sagen, was ich ausgestanden vor Scham und Schmerz und Jörn.

Am nächsten Morgen ist eine nach der anderen geholt worden, und vorgeführt. Was da noch gesehen ist, das kann ich auch nicht beschreiben. Wie eine ganz schlechte Person haben sie mich behandelt, ich war mehr todt als lebendig. Mein Mann war da, um mich abzuholen. Der ist nun auch verurtheilt wor-

den wegen meines Lebenswandels. Da ist er aufgefahren und hat seine Meinung gesagt; sie haben uns aber schnell hinausgeschoben und ich sage nur: „Komm' fort, Karl, sonst behalten sie mich noch eine Nacht hier und das überlebe ich nicht.“

Zu Hause hat er mir dann erzählt, welche Angst er um mich ausgestanden und daß der Kellerwirth ihm gerathen, mich auf der Polizei zu suchen. Er hat den Wirth deshalb fast zu Boden geschlagen, weil der seiner Frau eine solche Schande zumutet, aber nach dem er mich auch zu Hause nicht gefunden, hat er's doch versucht. Er hat mir natürlich geglaubt, daß ich unschuldig bin und hat durchaus den Beamten verklagen wollen, er war ganz außer sich. Und mit der größten Mühe habe ich ihn zu dem Versprechen gebracht, daß er schweigen wird. Denn mein einziger Trost ist noch, daß Niemand weiß, was mir Entsetzliches zugestoßen ist. Wenn ich an die armen Steinere denke — und wie habe ich an sie gedacht ind er schrecklichen Nacht — dann bin ich nur froh, daß ich nicht auch noch die öffentliche Schande bei den Nachbarn habe. Denn ehe ich mich von Denen verspottet und beschimpfen lasse, gehe ich lieber gleich ins Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

bestehen und würde vollständig dadurch ersetzt werden, wenn diese Organisationen die Mitglieder angehalten werden, für ihre nationalen Klassen solche Beiträge zu leisten, daß dieselben nötigenfalls in der Lage sind, eine Unterstützung an die ausstehenden Berufsgenossen einer anderen Nation zu geben.

Auffallend aber muß es erscheinen, daß in Deutschland der engere Anschluß an die internationalen Berufsgenossen auch von solchen Gewerben mit besonderer Energie durchzuführen versucht wird, die im eigenen Lande noch recht mangelhafte Organisationen haben, aber trotzdem einer Verbindung der sämtlichen deutschen Gewerkschaften unsympathisch gegenüber stehen. Unter keinen Umständen vermag aber die internationale Tätigkeit früher einen Erfolg zu verzeichnen, ehe nicht die nationale sich genügend entwickelte.

Die zunächst liegende Frage ist nur die: Sollen neben den zu schaffenden nationalen Sekretariaten noch Vertrauensmänner für größere Industriegruppen ernannt werden?

Gleichviel wie diese Frage, ob verneinend oder bejahend, beantwortet werden mag, immer wird vorläufig von einer Berichterstattung über die Lage des Gewerbes Abstand genommen werden müssen und sich die internationale Fühlung nur auf Mitteilungen über Streiks, eventuell deren Unterstützung, beschränken. In Deutschland wenigstens wird bei der gegenwärtigen Lage der Organisationen dies unerlässlich sein. Die Berichterstattung der Vertrauensmänner bedingt sich vor allem, daß dieselben einen Einblick in die Verhältnisse der ihnen unterstellten Arbeitergruppen haben; dies aber ist in Deutschland noch völlig unmöglich, weil die einzelnen Organisationen noch getrennt marschieren und eine Verbindung zu Industriegruppen noch nicht vorhanden ist. Dies würde eine Aenderung erfahren, sobald die verwandten Berufsorganisationen sich zu Unionen verbinden.

Es ist also unzweifelhaft, daß von den Organisationen des eigenen Landes die internationale Wirksamkeit vollständig abhängig ist. Wird aber nur zunächst Berichterstattung über Ausstände möglich sein, dann würde die Ernennung von Vertrauensmännern sich als überflüssig erweisen, denn dann kommt es daran, einer solchen Mitteilung die schnellste und auch wirksamste Verbreitung zu geben. Gehen nun die Berichte an die verschiedenen Vertrauensmänner, so würde auch noch eine Berichterstattung an die Generalkommission erforderlich sein, um bei der Organisation, welche sich die deutschen Gewerkschaften zu geben gedenken, auch andere Gewerke zur Unterstützung heranzuziehen. Bei der heute bestehenden Einrichtung würde aber, sobald die Gewerkschaften einsehen gelernt haben werden, daß über alle wesentlichen Vorgänge in den Organisationen die Generalkommission zu unterrichten ist (was heute leider noch nicht der Fall ist), jede Mitteilung durch das Blättchen der Generalkommission in der Zeitschrift allen Blättern und Organisationen des In- und Auslandes zugänglich gemacht werden.

Für den vorläufig immer noch zugänglichen internationalen Nachrichtendienst würde also für Deutschland die Generalkommission völlig genügen. Wie auch die Verbindung in Deutschland beschaffen sein mag, alle Organisationen werden in der Generalkommission die Zentralstelle. Diese heute schon, und wird es noch viel mehr werden, über die Stärke und Leistungsfähigkeit der einzelnen Organisationen orientiert, und vermag also bei Anfrage über jeden Fall die Auskunft zu erteilen. Die Verständigung über die Lage der einzelnen Gewerbe in den verschiedenen Nationen kann aber heute durch Austausch der Fachblätter erfolgen. Die einzelnen Organisationen veröffentlichen schon heute in bestimmten Zwischenräumen Uebersichten, und genügt der gegenseitige Austausch dieser durch die Fachpresse gegebenen Berichte. Bei weiterer Ernennung von Vertrauensmännern werden oft leicht Unregelmäßigkeiten eintreten, weil bei der Verschiedenheit der Berichterstattung oft wichtige Sachen nicht schnell genug ihre Erledigung finden könnten.

Wir halten also dafür, daß vorläufig von einer Ernennung von Vertrauensmännern Abstand genommen und die Generalkommission durch Zuführung von Berichten in den Stand gesetzt wird, die gewünschte internationale Verständigung zu besorgen. Mit der Zeit, bei der weiteren Entwicklung der Organisationen wird sich wohl ein internationales Vertrauensmännersystem als unerlässlich erweisen, vorläufig aber ist in Deutschland, mit Ausnahme ganz weniger Organisationen, der Boden für dasselbe noch nicht vorhanden. Wir müssen aber vorläufig darauf Bedacht nehmen, nur solche Einrichtungen zu schaffen, die sich auch als wirklich zweckmäßig erweisen.

Zur Nothstandsfrage.

Kein Nothstand! Von der österreichischen Grenze, den 27. Oktober. In welchem Umfange noch immer das Mehl aus Oesterreich von den preussischen Grenzwohnern entzogen wird, erhellt aus einer von dem „Oberl. Anz.“ mitgetheilten Fählung, welche ein in Reußen bei Jägerndorf (Oesterreich-Schlesien) stationirter Beamter vorgenommen hat. Danach sind aus dem Kreise Leobschütz nach Reußen in einem Tage 1400 Personen gekommen, um Mehl aus den sieben in dem genannten Orte bestehenden Geschäften zu entnehmen. Dazu nimmt sich folgendes Gegenstück aus der preussischen Oberlausitz vom 27. Oktober, welches der „Frankfurter Ztg.“ gemeldet wird, sehr lustig aus: Aus dem Grenzort Spremberg wird gemeldet, daß daselbst kürzlich ein sehr wohlhabender Bauerngutbesitzer, welcher sich gelegentlich der letzten Reichstagswahlen als eifriger Beschwörer der preuss. und sonstigen Schutzzölle ganz besonders hervorgethan hat, mit seinem Sohne dabei abgefaßt wurde, als er einen halben Sack Mehl von Böhmen aus über die Grenze schmuggeln wollte. Vielleicht tragen Thatsachen wie diese dazu bei, die bestehenden Zweifel über die Existenz einer Nothlage in der Landwirtschaft zu zerstreuen! Diese Herren nehmen alle Vortheile wahr!

Die Nothstandsdeputation aus der Berliner Gemeindeverwaltung hat heute die zweite Sitzung gehabt. Nach Ansicht des statistischen Amtes herrscht zwar momentan kein außergewöhnlicher Nothstand, aber die Berichte der von ihm ermittelten Industriezweige lassen deutlich erkennen, daß der bevorstehende Winter für die Arbeiterbevölkerung ungewöhnlich drückend sein wird. Aus den Berichten der Magistrats-Verwaltungen ergibt sich, daß nach ihrer Ansicht die städtischen Bauten und sonstigen Arbeiten nach Möglichkeit gefördert werden und daß daher keine Veranlassung vorliegt, die Zahl der städtischen Arbeiter zu vermehren oder die vorläufige städtische Bauten zu beschleunigen. Bei der nunmehr erfolgten Berathung wurde Punkt 1 des bekannten sozialdemokratischen Antrages:

„Schnelle Inangriffnahme städtischer Arbeiten — Hoch- und Tiefbau, Straßenpflasterung, Vermehrung der bei der Straßenreinigung beschäftigten Arbeiter — in großem Umfange, um der Arbeitslosigkeit zu steuern“ in Diskussion gestellt. In mehrstündiger Verhandlung, in welcher Singer den Antrag unter Verweisung auf die aut-

lichen Erhebungen, die allseitig bekannte Arbeitslosigkeit, und die daraus resultirende Nothlage der Arbeiterbevölkerung, vertrat, wurde Uebergang zur Tagesordnung beschlossen, weil die im Rahmen der Etatsbewilligungen beschlossenen städtischen Bauten u. s. w. bereits in der Ausführung begriffen seien und nach Möglichkeit gefördert würden. Sämmtliche Redner erklärten sich bereit, im Rahmen der Wohlthätigkeits- und Armenpflege nach Möglichkeit dem bevorstehenden Nothstand vorzubeugen, aber zu einem wirklich durchgreifenden Mittel, zu dem Entschluß, Arbeit zu schaffen, konnten die Herren im „rothen Haus“ sich nicht aufraffen — denn die Annahme des Singer'schen Antrages würde — wie man sagte — der erste Schritt zum städtischen Kommunismus sein und das auch innerhalb der städtischen Verwaltung herrschende privatkapitalistische Produktionssystem dürfte nicht angetastet werden; auch die Furcht, daß bei beschleunigter Inangriffnahme städtischer Arbeiten, ein Zugug von auswärtigen Arbeitern eintreten könnte, spielte eine nicht kleine Rolle und so wurde denn Punkt 1 des sozialdemokratischen Antrages wie gewöhnlich durch Uebergang zur Tagesordnung abgemurkelt.

Arbeiterbewegung.

Wien. Im Oktober wurde hier eine Organisation der in der Knopfindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen Niederösterreichs gebildet.

Wien-Simmering. Der Arbeiter-Bildungsverein von Simmering hat seine Statuten abgeändert, und in denselben Paragraphen über die Aufnahme von Frauen, die Präzisierung betreffs der Reiseunterstützung und den Anschluß an den Unternehmungsverband eingestellt. Dieses abgeänderte Statut wurde Freitag den 30. v. M. genehmigt.

Die Schneidergehäusen in Sidney (Australien) haben am 1. November die Arbeit niedergelegt. Die Schneiderinnen werden dem Beispiele folgen. Es wäre dies dann in der Kolonie der erste Fall, wo Arbeiterinnen sich direkt an einem Streik betheiligen.

Berlin. Sonnabend den 7. November traten alle Buchdruckergehäusen, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen, welche die Rändigungsfrist abzuwarten hatten, den Streikenden bei. Der Austritt aus der Arbeit vollzog sich überall gong ruhig. Verschiedene der größten Firmen hatten die Forderungen bewilligt.

Vereine und Versammlungen.

Deffau, 24. Oktober. Unter großer Theilnahme feierte hier selbst der am 24. Oktober 1890 gegründete Frauen- und Mädchen-Verein „Unverdorben“ sein erstes Stiftungsfest. Von 7-12 Uhr Abends erfreuten sich die zahlreich erschienenen städtischen Tanses. Herr Redakteur Peus aus Deffau hielt einen mit großem Beifall aufgenommenen Festvortrag, in welchem er auf die großen Aufgaben hinwies, welche das öffentliche Leben den Frauen und Mädchen von Tag zu Tag mehr zuweist. Darnach war man noch bis gegen drei Uhr in heiterer Geselligkeit beisammen, welche durch mancherlei Vorträge angenehm unterbrochen wurde.

Wainz. Am 11. Oktober hatten wir die Freude, einen Vortrag von Frä. Wahnitz über „Die Frau und die Industrie“ zu hören. Lange vor der Eröffnungzeit war der Saal überfüllt und Viele mußten umkehren. Die Ausführungen der Rednerin fanden allgemeinen Beifall. Eine Resolution im Sinne des Referats wurde angenommen, mit der Verpflichtung für die Anwesenden, für Organisation der Frauen und Mädchen einzutreten. Sodann wurde eine aus 5 Frauen bestehende Kommission gewählt, welche mit der Gründung eines Vereins beauftragt wurde.

Hannau. Hier fand ebenfalls eine öffentliche Versammlung statt, in der Frä. Wahnitz das Referat übernommen hatte; doch verfiel dieselbe der Auflösung, nachdem Frä. W. kaum zu sprechen begonnen hatte. Der Beamte verlangte theilweise Räumung des überfüllten Saales und ließ sich nicht zufrieden stellen, obgleich seinem Wunsch nachgegeben war. Frä. W. versprach nochmals wieder zu kommen.

Haushaltswirtschaftliches.

Wäsche.

Percaleidern nach der Wäsche Glanz und Frische wiederzugeben. Wenn man Percale- oder Satinleider im Hause waschen läßt, setzt sich häufig die Stärke an einigen Stellen fest und läßt glänzende Flecke zurück. Um diesem Uebelstande abzuweichen, wasche man die Kleider mit gekochter Seifenwurzeln und färbe sie mittels Hausenblase. Man nimmt ungefähr für 15 lb für ein Kleid, läßt die Hausenblase in heißem Wasser auflocken, mischt sie mit kaltem Wasser und färbt damit das Kleid. Das Kleid wird im halbtrocknen Zustande auf der linken Seite gebügelt.

Sidene farbige Tücher wäscht man, ohne daß sie darunter leiden, mit Quillajarinde. Auf 1 Liter weiches Wasser nehme man eine Hand voll Rinde, lasse Weides auflocken, dann kläre man das Wasser von der Rinde ab, wasche die Tücher, je nachdem sie unfauber sind, 2 bis 3 Mal, spüle sie und plätte sie noch feucht auf der linken Seite.

Straußfedern kräuselt man, wenn man über eine Schippe mit Kohlenluth, auf welche man etwas Salz gestreut hat, die Federn fortwährend hin- und herbewegt.

Um lakirte Gegenstände zu reinigen, reibe man selbige mit etwas Baumöl ein, streue Puder darauf und reibe sie mit einem weichen Tuch oder Leder gut ab. Hierdurch vergehen nicht nur etwaige Flecke, sondern der Gegenstand bekommt auch, ohne daß der Lack, die Farben oder das Gold leiden, ein glänzenderes Aussehen.

Für die Küche.

Wie muß gutes Fleisch beschaffen sein, wenn es für den Menschen von Nutzen sein soll? Das Fleisch muß einen frischen, angenehmen, nicht fauligen Fleischgeruch besitzen; es muß eine lebhaft rothe Farbe haben, auf der Schnittfläche roth und weiß marmorirt erscheinen, sowie zarte und saftige Fasern und dazwischen eine nicht zu dicke und nicht zu wässrige Gallerte aufweisen. Ein Fleisch, welches zu dünn und zäh ist, ist von zu alten, welches zu blaß, weich und schmierig ist, stammt von zu jungen Thieren. Rindfleisch und Ochsenfleisch muß locker, zart von Faser, ohne viel Fett sein; ersteres ist stets zartfaseriger als letzteres; beide müssen aber locker, saftig, von frischer Blutfarbe sein. Das Fett muß nicht hart, auch nicht zerfließend weich, doch von körniger Beschaffenheit sein. Rindfleisch muß möglichst hell aussehen und eine zarte saftige Faser besitzen. — Bisweilen blasen gewissenlose Fleischer das Kalbfleisch auf, um Luft in das Zellgewebe zu bringen, wodurch die Fleischfasern ein mehr lockeres und elastisches Aussehen erhalten; das ganze Stück erscheint dann weißer und fetter. Diese betrügerische und äußerst unappetitliche Manipulation kann

man daran erkennen, wenn man die Luft mit der Hand wegdrücken kann und Fingereindrücke gleich wieder ausgefüllt werden. — Hammelfleisch darf nicht grobfaserig, trocken und sein Fett nicht blig flüssig sein; je weißer das Fett, desto besser ist das Fleisch. — Schweinefleisch muß zartfaserig, nicht bleich und wässrig, nicht grobzellig, nicht zu fett und mit keiner dicken, hellgelben Schwarte bedeckt sein; das Fett muß klar und weiß, weich, aber nicht ölig und schmierig sein. — Fleisch von kranken und gefallenen Thieren ist unbedingt zu beanstanden, wenn es auch manche Krankheiten des Schlachtviehes geben mag, welche das Fleisch noch nicht ungesund machen; jedenfalls ist es immer sehr zweifelhaft und unter allen Umständen Ekel erregend. — Das Fleisch der Säugethiere und Vögel besitzt den größten Nährwerth, und das Fleisch der letzteren ist am leichtesten verdaulich; junge Thiere liefern stets leichter verdauliches Fleisch als alte; Pölsfleisch wird nicht nur beim Kochen nicht so zart, wie frisches Fleisch, sondern es besitzt auch einen geringeren Nährwerth, und kann gesalzenes Fleisch, wenn es längere Zeit die Hauptnahrung ausmacht, die Gesundheit sogar stören. Beim Einkochen verliert das Fleisch viele Salzbestandtheile, wie Albumin, Milchsäure, Salze, welche in die Lase übergehen; der Verlust beträgt in Prozenten: 10,4 Wasser, 2,1 organische Stoffe, 1,1 Albumin, 13,5 Extraktivstoffe, 8,5 Phosphorsäure. Die Pölsfleischigkeit enthält 1,23 Albumin, 3,40 Extraktivstoffe, 0,44 Phosphorsäure, 3,65 Kalisalze. — Beim Braten werden die Fleischbestandtheile am vollständigsten erhalten, die Temperatur steigt im Innern des Fleisches kaum auf 70 Grad Celsius, und das Fleisch bleibt demnach weicher. Außerdem bilden sich auf der Oberfläche des Fleisches eigenthümliche Zerlegungsprodukte (Asamar), welche den Bratengeschmack bedingen, und etwas Essigsäure, welche die Verdaulichkeit erhöht. Für die Zubereitung ist Hauptbedingung die Vermeidung todtstarrer Fleischstücke, da dieses nicht weich wird; alles Fleisch erlangt jedoch eine große Zartheit, wenn es bereits eine etwas tiefer greifende Zerlegung erlitten hat.

Zur Gesundheitspflege.

Goldenberg. Ein seltener Fall von Blutvergiftung ereignete sich kürzlich hier. Ein Knabe, Namens Bayer, hatte sich den Fuß am Knöchel verletzt. Als danach der Fuß und schließlich das ganze Bein gewaltig anschwellte, wurde der Arzt hinzugezogen, welcher feststellte, daß durch den von dem Knaben getragenen farbigen Strumpf eine Blutvergiftung herbeigeführt worden war.

Ein zweiter Fall: Nürnberg. Eine Frau verletzte sich beim Bohren des Fußbodens mit der benutzten Drahtbürste an der Hand. Die unbedeutende Verletzung schmerzte zwar, wurde jedoch nicht beachtet. Am anderen Tage war der ganze Arm angeschwollen und der hinzugekommene Arzt erklärte, die Blutvergiftung für soweit vorgeschritten, daß der Arm abgenommen werden mußte. Der Tod trat bald nachher ein.

Giftige Wirkung des Tabakrauches auf Fleisch, Fett und Früchte. Vergiftungsfälle von Fleisch, welches durchaus gesund schien, haben sich bisweilen ereignet und sind bisher unerklärt geblieben — so sagt die „Lancet“, eine englische medizinische Zeitschrift: In einer neulichen Auslastung der „Revue d'Hygiene“, giebt Herr Bourrier, Fleischinspektor der Stadt Paris, einen werthvollen Gedanken kund. Er beschreibt seine Versuche mit Fleisch, welches mit Tabakrauch geschwängert war. Einige dünne Rindfleischstücke wurden für eine geraume Zeit dem Tabakrauche ausgesetzt und darauf einem Hunde dargeboten, welcher 12 Stunden ohne Nahrung geblieben war. Der Hund verweigerte es zu fressen, nachdem er es gerochen hatte. Etwas von dem Fleische wurde nun in kleine Stücke geschnitten und mit Brot umhüllt. Dies fraß der Hund mit Gier, aber nach 20 Minuten fing er an, die qualvollsten Schmerzen zu zeigen und starb alsbald in heftigem Todesklampfe. Alle Sorten von Fleisch, sowohl roh wie gekocht oder geröstet, gebraten, gebräut wurden dem Tabakrauche ausgesetzt und dann Thieren gegeben und in allen Fällen zeigten sich Anzeichen akuter (schnell verlaufender) Vergiftung. Selbst der Rohprozeß konnte dem Fleische das Nikotin (Tabakgift) nicht abnehmen. Fett und ähnliche Stoffe haben die Fähigkeit der Aufsaugung im Verhältnis zu ihrer Feinheit und Flüssigkeit. Bezüglich der Fähigkeit der Aufsaugung steht obenan das Pferdefleisch, dann folgt das Fett vom Schweine, vom Kalbe, vom Rinde und zuletzt vom Hammel. Gehacktes Fleisch wird natürlich leichter angegriffen, als große Stücke; so geben einige wenige Jüge Tabakrauch, unmittelbar auf Wurstfleisch gerichtet, demselben einen hervorsteckenden unangenehmen Geschmack. Der Saft des Fleisches ist gleichermassen gefährlich. Frischgeschlachtetes Fleisch ist zur Aufsaugung sehr geeignet. Auch ändert sich die Wirkung erheblich gemäß der Eigenschaft des Tabaks und der Art einer Rigarre oder einer Pfeife hat die schädlichste Wirkung auf Fleisch. Einige wenige Jüge Rauch von belgischem Tabak auf eine Schüssel Himbeeren genügen, um den lieblichen Geschmack der Frucht zu zerstören und sie ungenießbar zu machen. Alle diese Versuche zeigen, daß sehr dafür Sorge zu tragen ist, das Rauchen dort, wo Speisen, besonders feuchte Speisen, wie Fleisch, Fett und gewisse Früchte ausgestellt sind, nicht zu gestatten. Zweifellos übt der Tabakrauch auch auf die genossenen, im Magen befindlichen und dort stets feuchten Speisen einen vergiftenden Einfluß, da ja beim Rauchen immer etwas Rauch verschluckt wird. Besonders wird der beim Rauchen sehr reichlich erzeugte Speichel mit Rauch durchsättigt und dadurch giftig. Es ist daher auch erklärlich, daß die Tabakraucher vielfach mit Magenbeschwerden zu kämpfen haben.

Allerlei aus aller Welt.

Raumburg, 27. Juli. Wie man den Aberglauben systematisch pflegt und großzieht, um das Volk in der Dummheit zu erhalten, dafür bringt unser Kreisblatt wieder einen recht treffenden Beweis. In seinem letzten Sonntagsblatt finden wir folgenden Blödsinn abgelagert:

Ein merkwürdiger Traum. Kurz vorher, ehe die Fürstin Kagozki von Warschau nach Paris reiste, wo sie im Anfang des Jahres 1721 plötzlich starb, hatte sie folgenden sonderbaren Traum. Sie träumte nämlich, daß sie sich in einem unbekanntem Zimmer befände, wo ein ihr ebenfalls unbekannter Mann auf sie trat und ihr zu trinken anbot. Auf ihre Erwiderung, daß sie keinen Durst verspüre, wiederholte der Unbekannte seine Aufforderung mit dem Hinzufügen, es sei der letzte Trunk ihres Lebens. Die Fürstin erschrak und erwachte. — Im Oktober 1720 kam die Fürstin frisch und gesund in Paris an. Bald nach ihrer Ankunft wurde sie von einem heftigen Fieber befallen und einer der berühmtesten Aerzte erscheint an ihrem Lager. Raun erblickt jedoch die Fürstin den Arzt, als sie in ein auffallendes Staunen geräth. Raun fragt sie nach dem Grunde desselben und sie erwidert, daß der Arzt ganz der nämliche Mann sei, den sie in Warschau im Traume gesehen habe. „Aber“, setzte sie hinzu, „sterben werde ich wohl noch nicht, denn das Zimmer hier ist nicht das nämliche,

welches ich damals im Traume erblickt habe. Die Fürstin wurde auch in kurzer Zeit wieder hergestellt und sie schenken ihren Traum ganz vergessen zu haben, als sie durch einen neuen Umstand mit großer Lebhaftigkeit daran erinnert wurde. Sie war mit ihrer Wohnung im Hotel nicht recht zufrieden und verlangte, daß man ihr einige Gemächer in einem Kloster in Paris zuweisen möchte. Ihr Wunsch wurde erfüllt, sie hielt in dem Kloster ihren Einzug, war aber kaum in das ihr bestimmte Zimmer eingetreten, als sie laut anfang zu schreien: „Es ist um mich geschehen, es ist dasselbe Zimmer, in dem ich mich in jenem verhängnisvollen Traume sah!“ Sie fiel nach diesen Worten ohnmächtig zur Erde, ein heftiges Fieber stellte sich ein und schon nach wenigen Tagen starb sie, behandelt von demselben Arzte und in demselben Zimmer, wie ihr der Traum in Warschau vorausgesagt hatte.

Wenn nun aber einmal durch Aberglauben ein Verbrechen begangen wird, dann kann man gar nicht genügend von Seiten derer Blätter, welche solchen Unsinn verbreiten, gegen den Verbrecher losdonnern. Man sollte eben dann diejenigen dafür verantwortlich machen, welche dem Volke im 19. Jahrhundert solch albernes Zeug als baare Münze vorsetzen. Ob es denn unter den Lesern des Kreisblattes wirklich so Dumme giebt, wie dieses nach obigem Unsinn anzunehmen scheint?

Die Volkverdümmung spielte bei dem Unglück (Bergabsturz) in Kollmann (Tirol) eine verhängnisvolle Rolle. Die Leute verzichteten in willkürlicher Ergebung in die höhere Fügung auf alle Selbsthilfe. Aufgefordert, Rettungs- und Bergungsarbeiten zu organisieren, antwortete der Pfarrer: „Das hilft nichts mehr; das ist Gottes höherer Wille, und das einzige, was ich thun kann, ist, daß ich die (mit den Fluten ringenden) Unglücklichen segne.“ Dieser Auffassung des Geistlichen entsprechend, ließ eine Bäuerin ihre Kinder in der Wohnstube ertrinken, während sie selbst auf den Knien lag und betete: „Heilige Maria, hilf und rette meine Kinder.“ („Leuchte.“)

Wir sehen, wie beide Artikel sich ergänzen und müssen zu dem Schluss kommen, daß Glauben und Aberglauben nur dazu dienen sollen, der Welt die heutige Gesellschaftsordnung aufrecht erhalten zu helfen, $\frac{1}{10}$ zum Nutzen, $\frac{9}{10}$ der menschlichen Gesellschaft zum Schaden, darum die Nothwendigkeit der Volkverdümmung und mit dieser Hand in Hand gehend die Gläubigkeit, welche man besonders vom weiblichen Geschlecht als nöthiges Attribut verlangt.

Universitätsprofessorinnen. In Pisa ist Frau Dr. Catani, welche in Bologna Medizin studirte, zur Professorin ernannt worden und trägt an der Universität Pathologie vor. Manche Zeitungen bringen diesen Fall mit der Bemerkung, dies sei noch nicht dagewesen. Indeß hatte Frau Sophie Kowalewskaja den Lehrstuhl der Mathematik an der Hochschule zu Stockholm schon seit dem Sommer 1883 inne. Frau Kowalewskaja ist gestorben, wie wir schon berichteten.

London. Miß Alice Mabel Bacon hat ein fesselndes Buch über japanische Mädchen und Frauen erscheinen lassen (Japanese Girls and Women), die Frucht eines längeren Aufenthaltes in Tokio. Es heißt in diesem Werke von der Japanerin: „Als kleines Mädchen schon findet sie das Leben eng eingezäumt von allen möglichen Schicksalsregeln. Es wird ihr klar, daß sie von der Kindheit bis zum Alter der Aufsicht eines Vertreters des stärkeren Geschlechtes unterliegt. Keine Laufbahn steht ihr offen, sie ist immer abhängig, entweder vom Vater, Gatten oder Sohne. Sobald die Japanerin etwa sechzehn Jahre alt ist, betrachtet man es als etwas Selbstverständliches, daß sie heirathet. Gewöhnlich erlaubt man ihr, eine Wahl nach Belieben zu treffen, aber man erwartet, daß sie überhaupt Jemandem heirathet und nicht lange Zeit zum Ausführen braucht. Romantische Liebe ist in Japan unbekannt. Ein Kuß wird als ein roher, abscheulicher Ausdruck der Zuneigung betrachtet. Die Ehe selbst gilt gegenwärtig in Japan keineswegs als dauernde Verbindung, sie kann vielmehr auf Antrag des einen oder anderen Theiles gelöst werden. Aber obwohl — oder vielleicht gerade weil — die Trennung so leicht ist, halten die Eheleute in den meisten Fällen treu zusammen, ist die Frau eine hingebende Gefährtin oder vielmehr, nach den Landes-sitten, Dienerin des Mannes. Darum fürchten sich die jungen Leute auch nicht vor der Heirath, wie in Europa. Junggesellen sind in Japan eine spärlich vertretene Gattung und alte Jungfern sind Menjo so selten.“

Zwei Koben einer Millionärin wurden kürzlich in Newyork versteigert, weil für dieselben die Zollgebühren nicht erlegt und ihr Werth unrichtig angegeben worden war. Für die eine der Toiletten wurden 660 Dollars, für die andere 770 Dollars erzielt. Die Kleider waren von der Gattin des amerikanischen Krösus Astor aus Paris bestellt worden. Als man auf dem Zollamte die an Frau Astor bestellte Kiste öffnete, war man überrascht von dem kostbaren Inhalt derselben. Man ließ die Koben, deren Werth mit 1000 Dollars angegeben war, abschätzen, und da stellte sich denn heraus, daß dieselben 2000 Dollars werth seien. Nun wurde Frau Astor verständigt, daß sie die Koben herausbekomme, wenn sie die entsprechenden Zollgebühren entrichte. Die Millionärin weigerte sich, dies zu thun, indem sie vorgegab, der Pariser Schneider hätte die Zollgebühren zu zahlen gehabt, und so blieben die kostbaren Toiletten drei Monate lang im Zollamte, bis man sie schließlich öffentlich versteigerte.

Eine opfermüthige Frau. Eine junge Wittwe in San Francisco, Frau Lucy Pratt, hat die Chicagoer Ordensbrüder, welche, wie berichtet wird, sich jeder einen Hautlappen von 1 bis 2 Quadrat Zoll Größe abschneiden ließen, um damit einem kranken Genossen zur Heilung einer sonst unheilbaren Wunde zu verhelfen, an Heroismus noch weit übertroffen. Sie hat sich nämlich dazu verstanden, zum Besten eines Postbeamten, welcher bei einem Eisenbahnunglück am Bein so furchterlich verbrüht worden war, daß die Wunde nur durch Verpflanzung gesunder Menschenhaut auf die Wundfläche geheilt werden konnte, 45 Quadrat Zoll ihrer eigenen Haut zu opfern. Von den Ärzten, welche die Operationen vornahmen, hat Frau Pratt, welche sich als Krankenpflegerin mit drei Kindern kümmerlich durch das Leben schlägt, für das gepopferte Hautstück die „fürstliche“ Bezahlung von 100 Dollars erhalten.

Allgemeines Mitgefühl erregte eine gestern vor der Straf-kammer des Landgerichts II geführte Verhandlung gegen eine Frau Böhm aus Friedrichsberg, welche der fahrlässigen Tödtung ihres eigenen Kindes beschuldigt war. Die mit einem kranken Manne verheirathete Angeklagte ist Mutter von sieben Kindern, von denen ein zehnjähriges Mädchen an einer Wunde behandelt wurde und dem täglich Karbolsäure-Umschläge gemacht werden mußten. Eines Tages hatte der Arzt wieder einen solchen Umschlag gemacht und die Angeklagte hatte den Arzt aus dem Zim-mer hinaus geleitet, ohne daran zu denken, daß eine Quantität von 50 Gr. verdünnter Karbolsäure in einem Tassenkopf unverwahrt im Zimmer zurückgeblieben war. Plötzlich fing das jüngste, etwa $1\frac{1}{2}$ Jahre alte Kind im Zimmer heftig zu schreien an; es hatte während der kurzen Abwesenheit der Mutter die verdünnte Karbolsäure ausgetrunken und verstarb nach wenigen Stunden. Der Berichtschreiber Dr. Wein hatte in den Leichenheilen etwa 95 Milligramm Karbolsäure vorgefunden, als den durch Resorption

und Zerlegung verkleinerten Rest des genossenen, ursprünglich weit größeren Quantum. Der Gerichtshof nahm an, daß der Tod durch Karbolsäure-Vergiftung erfolgt ist und hielt auch eine Fahrlässigkeit der Mutter für vorliegend, da dieselbe pflichtwidrig das Kind allein im Zimmer der Gefahr überließ. Mit Rücksicht jedoch auf die Schwere der Strafe, welche der Mutter schon durch den Tod ihres Kindes geworden, ließ der Gerichtshof Milde walten und verurtheilte die Angeklagte zur gefällig niedrigsten Strafe von einem Tag Gefängnis.

Ueber die jugendlichen Arbeiter in Preußen bringt der „Reichsanzeiger“ auf Grund der Jahresberichte der Gewerbeämter und Bergbehörden für das Jahr 1890 eine ausführliche, nach Provinzen geordnete Zusammenstellung, aus welcher wir berechnen haben, daß im genannten Jahre in den gewerblichen Anlagen Preußens zusammen 113 786 jugendliche Personen von 12 bis 16 Jahren beschäftigt waren. Allerdings sind die Erhebungen in den einzelnen Provinzen und Regierungsbezirken scheinbar nicht ganz gleichartig gewesen, zum Theil sind sie augenscheinlich auch noch unvollkommen, wie z. B. in Ostpreußen, wo im Ganzen nur 700 jugendliche Arbeiter thätig sein sollen; in Westpreußen wurden 1243 gezählt, in Polen 1395, in Pommern 1818, in Schleswig-Holstein 1959, in Hannover 5151, in Hessen-Nassau 6650, in Sachsen 12342, Brandenburg einschl. Berlin 14 695, Schlesien 15 914, Westfalen 17 820 und Rheinland 33 557; Hohenzollern hatte 442 jugendliche Arbeiter. Man sieht also, daß in den östlichen Provinzen die Zahl der jugendlichen Arbeiter sehr viel geringer ist, als in den westlichen; die Regierungsbezirke mit stark entwickelter Industrie haben naturgemäß die meisten jugendlichen Arbeiter, so Arnberg 10 144 und Düsseldorf 18 376. Unter der Gesamtzahl befanden sich 5783 Kinder von 12 bis 14 Jahren; hierbei ist der Regierungsbezirk Magdeburg unberücksichtigt geblieben, weil für ihn keine genauen Angaben vorliegen. Bei weitem die meisten Kinder waren in Westfalen beschäftigt, nämlich 2171, darunter allein 1797 im Regierungsbezirk Minden. Dann folgten Brandenburg einschließlich Berlin mit 773, Schlesien mit 729 und danach erst Rheinland mit 653. Ueber das Geschlecht der jugendlichen Arbeiter liegen nicht aus allen Provinzen Nachrichten vor; jedenfalls überwiegen überall die männlichen Personen. Auffallend ist nur im Regierungsbezirk Breslau die große und seit 1888 fast verdreifachte Zahl der Mädchen von 12 bis 14 Jahren, die nahezu dreimal so stark ist wie die der Knaben. Ueber die Aenderungen in der Zahl der jugendlichen Arbeiter seit dem Vorjahre liegen leider auch keine erschöpfenden Daten vor; fast überall wird eine Zunahme festgestellt (in Düsseldorf um 23,7 Proz.), doch mag ein Theil davon auf die genauere Zählung zurückzuführen sein.

Sie sehen sich zurück nach der Kinderausbeutung, wie die Kinder Israels nach den Fleischdöpsen Egyptens, nämlich die Hütten Kadebergs und Kadebergs. Nach den Berichten der „Sächs. Glasfabrik“ in Kadeberg und der Kadeburger Hütte sollen der „deutschen Glasindustrie“ schwere Nachteile gegenüber anderen Ländern durch das Verbot der Kinderbeschäftigung bereitet worden sein, da den Hütten zumeist neue ungenügend angeleitete Arbeiter zur Verfügung stehen. Sehen wir einmal zu, wie die „Sächs. Glasfabrik“ die schweren Nachteile des Verbots für die deutsche Glasindustrie „begründet“; in ihrem Berichte sagt sie: „Das Geschäftsergebnis (1890) ist besser, als das des Vorjahres gewesen, der Reingewinn betrug nach den hohen Abschreibungen von 172 000 Mark, 188 000, wovon 160 000 Mark oder 16 Prozent Dividende an die Aktionäre zur Verteilung gelangten.“ Es ist der reine Geldhunger, der in dem Verlangen nach Aufhebung des Verbots der Kinderarbeit zur Geltung kommt; sechszehn Prozent sind den „armen“ couponinhabenden, im Schwelge ihres Angesichts champagnertrinkenden Aktionären noch nicht genug, sie müssen zwanzig und mehr Prozente haben, um menschenwürdiger leben zu können; dazu sollen ihnen die „faulenzenden“ Kinder verhelfen. Und sie sind so bescheiden, die Herren; „nur auf einige Stunden des Tages“ sollen die Kinder in die Hütten kommen. Wir unterstützen die Forderung insofern, als bestimmt wird, daß nur die Söhne von Aktionären in den Hütten beschäftigt werden dürfen.

Manheim. Einen genialen Kündigungsgrund hat der Inhaber einer hiesigen Lithographischen Anstalt entdeckt. Derselbe kündigte einem Steinbruder, weil derselbe (im Auftrage seines Fachvereins) eine im seltenen Geschäft konditionirende Arbeiterin an ihre Pflicht erinnert hatte, als zweite Vorstehende die Versammlungen besser zu besuchen. Der Arbeiterin war die Mitgliedschaft vom Prinzipal verboten worden. Der Steinbruder war zwar schon drei Jahre lang in dem betreffenden Geschäft, hat also seine technischen Obliegenheiten jedenfalls vollständig erfüllt; die dreiste Schmälerung des Koalitionsrechtes erklärt sich aber einfach dadurch, daß der Prinzipal den Arbeiterinnen nur 6 Mark Wochenlohn zahlt. Damit kann selbst das anspruchsloseste Mädchen ohne Hunger zu leiden nicht durchkommen.

Polizei- und Kapitalmacht in einträchtlicher Harmonie vorgehend gegen das Vereinigungsrecht der Arbeiterinnen, das ist das „gefällig garantierte“ Recht der Staatsbürgerinnen.

Die Forderung der Staatsanwälte. Reichsgerichtsrath Loebell hat auf dem Kölner Juristentag gelegentlich der Besprechung der bebingten Beurtheilung mit Bezug auf die Herren Staatsanwälte gesagt: „Dazu kommt, daß in der heutigen Zeit sich das Bestreben geltend macht, die strafgesetzlichen Thatbestände zu erweitern. Ich will hier nicht die „Forderung der Staatsanwälte“ beleuchten; ich muß im Gegentheil ja anerkennen, daß die Staatsanwälte meistens in ihren Konklusionen Recht bekommen, aber es liegen uns Richtern doch häufig Fälle vor, in denen wir die Anklage des Staatsanwalts zwar nicht abweisen können, uns aber doch sagen, daß uns Rehnliches auch hätte treffen können. (Bewegung.) Ob sich diese Ausdehnung strafrechtlicher Thatbestände empfiehlt, ob die Staatsanwälte zu dieser Thätigkeit durch das Legalitätsprinzip gezwungen sind, will ich nicht untersuchen.“ — Soweit der Herr Reichsgerichtsrath Loebell, der es gewiß wissen kann, wie die Forderung der Staatsanwälte beschaffen ist. Daß dieser Mann ein solches Urtheil über dieselbe fällt, muß Kussfetzen erregen. Würde es dazu beitragen, die „Forderung“ der Herren zu dämpfen, so wäre das ein Erfolg, der im Interesse der Rechtspflege sehr zu wünschen wäre.

Aus Rußland. Nachrichten von Hungernoth, nihilistischen Verschwörungen und Judenheken. Prächtige Zustände, die in diesem Rußlande des Despotismus herrschen, wo das Ideal des „väterlichen Regiments“ nach Möglichkeit verwirklicht ist. Das in Knechtschaft und Dummheit gehaltene Volk verhungert und schlägt auf die anderngläubigen Mißthelven los, die seine Dränger und Ausbeuter ihm als Urheber seines Elends denunzieren haben! Und was in diesem politisch-sozialen Pandamonium nicht die Krute schwingt und nicht stumpfsinnig ist, das konspirirt. Prächtige Zustände! Und solche „russische Zustände“ in Deutschland anzuführen, war das Ziel des Fürsten Dismard, den eine Bande bezahlter Presmamelken uns noch heute als „Hort deutscher Rationalität und deutscher Kultur“ anzupreisen die Stirn hat. Ueber die neueste Verschwörung liegen nun nähere Berichte vor: „Danach wurden in Riew gegen 170 Studenten (nicht 500) verhaftet. Etwa die Hälfte davon, soll nach Petersburg auf die Peter- und Paulsinsel gebracht werden, oder schon gebracht sein, während die andere Hälfte in ihre Heimathsorte geschickt wird. Als Grund für die verhältnismäßige Milde wird angegeben, daß

bereits vor längerer Zeit ein Befehl des Zaren an die Generalgouverneure diesen aufgetragen habe, bei solchen Verhaftungen vorsichtig zu sei und nur nach schwerwiegenden Beweisgründen vorzugehen, um den jungen Leuten nicht ohne hinlänglichen Grund die Zukunft abzuschneiden. Was die Verschwörung anbetrißt, so sollen in allen größeren Städten Südwestrusslands nihilistische Zweigkomitees bestanden, von welchen einige der wichtigeren aufgehoben wurden. Man fand nicht bloß in Moskau, sondern auch in Cherson eine nihilistische Druckerei. Auch entdeckte man Schriftstücke, denen zufolge die Nihilisten im Auslande große Anstrengungen gemacht haben, um die Hungersnoth für ihre Umtriebe zu verwerthen. Da es jedoch der Regierung gelang, die Wählerarbeit schon im Beginne abzugraben, so glaubt man weiteren schweren Folgen vorgebeugt zu haben.“ Wirklich? So glaubt man? Das ist sehr einsältig. Wir dächten, dafür, daß die „Wählerarbeit“ nicht „abgegraben“ wird, sorgte die russische Regierung zur Genüge. —

Beiteres.

Die Schweifstropfen der Sachsen. Folgende Anekdote geht durch die Presse: Graf Brühl, der allmächtige Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, drückte dieses unglückliche Land mit den härtesten Steuern, um des Hofes wie seine eigene Verschwendung durchzuführen zu können. Eines Tages speiste Friedrich der Große in Berlin bei dem Grafen Nothenburg, woselbst sich eine sächsische Dame befand, die einen kostbaren Brillantschmuck, ein Geschenk des Grafen Brühl trug. Gerade war von der Bibelselle die Rede, wo es heißt: Im Schwelge Deines Angesichts sollst Du arbeiten. „Sehen Sie da,“ sagte Preußens König, auf die Steine deutend, zum Grafen Nothenburg, „die Schweifstropfen der Sachsen.“

Ein bodhaftes Vermächtniß. In Lyon, so erzählt der „Figaro“, starb kürzlich eine reiche alte Dame, die u. A. auch ihren langjährigen Hausarzt mit einem lechtwilligen Andenken erfreute. Es war ein kleiner kunstvoll gearbeiteter Schrank, den die alte Dame dem Arzte, „für seine aufopfernden Bemühungen, dank denen sie ein so hohes Alter erreicht hätte“, vermachtete. Als der angenehm überraschte Jünger Askulaps das Schränkchen öffnete, fand er darin — all die Medicinen und Pillen, die er der alten Dame bei Lebzeiten verschrieben hatte, unberührt und in schönster Ordnung in ihren zierlichen Fläschchen und Schachteln.

Und die Moral der Geschichte (die wir übrigens schon vor Jahrzehnten zum ersten Mal gelesen haben): Die Medizin, welche man nicht verschluckt, ist die gesündeste. Probatum est.

Freundschaft wird nur dauernd durch gegenseitiges Gleichgewicht erhalten.

Große Geister, edle Seelen und biedere Herzen erkennen zu jederzeit an ihrer Bescheidenheit.

Große Herzen, dem Weltmeere gleich, erkalten nicht.

Nur im Kampfe wird erstritten,
Was Hohes, Herrliches der Mensch vollbringt;
Ein Leben nur, das Schmerz und Noth gelitten
Schafft, was dem Manne des Ruhmes Kron' erringt.
Und wenn er nicht in schnöder Furcht erschauert,
Dehnt seine Bahn sich aus, wie kurz es dauert.

Heil Gesicht bei bösen Dingen —
Und bei frohen still und ernst —
Und gar viel wirst du vollbringen
Wenn du dies bei Zeiten lernst.

Büchertisch.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. Sammlung sozialpolitischer Flugchriften. Herausgegeben von Max Schippel. Soeben erschien Heft 3 der III. Serie: „Die deutsche Jüdenindustrie und ihre Subventionen.“ Ein Beitrag zur Landagitation. Von Max Schippel. Preis pro Heft 15 Pf. — Wiederverkaufert hoher Rabatt. — 1. Serie, 12 Hefte, M. 1. 2. Serie, 14 Hefte, M. 1.65. Expedition: Berlin, Elisabeth-Platz 55.

Der sozialdemokratische Staat. Grundzüge einer muthmaßlich ersten Form sozialdemokratischer Gesellschaftsverfassung nebst einleitender Schilderung des bestehenden Systems. Verlag von B. Klein & Co., Nürnberg. Preis broschirt M. 1.20, elegant gebunden M. 1.60. Das Werk kann auch nach wie vor in sechs Heften à 20 Pfg. bezogen werden.

Die zehn Gebote und die befreitenden Klassen. Nach einem Vortrage von A. Hoffmann. Preis 30 Pfg. Zu beziehen durch die Expedition des „Volksboten“, Zeitg., Neumarkt.

Der Neue Welt-Kalender für 1892. Preis 50 Pfg. Zu beziehen durch jeden Kolporteur der Arbeiterzeitungen.

Anzeigen.

Freie Vereinigung sämtlicher in der Papierbranche beschäftigten Arbeiter u. Arbeiterinnen Berlins u. Umg.

Dienstag, den 24. November, Abends 8 Uhr, findet in Gratzweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79, eine große

Versammlung

statt. Tages-Ordnung: 1) Vortrag. 2) Wahl der Fachkommission. 3) Verschiedenes und Fragekasten.

Um weitere Bekanntgabe dieser Versammlung, sowie um zahlreiches Erscheinen wird ersucht.

NB. Bei Bestellung der Zeitung wird ersucht, anzugeben, von welcher Zahlstelle sich die Mitglieder dieselbe abholen wollen.

Der Vorstand.

Zur Saison empfehle die schon bekannt billigen und elegant garnirten

Damenhüte,

zum Preise von 3.50, 5, 7, 9 und 12 M.

Nach noch besonders darauf aufmerksam, daß sich keine Dame die Hüte selbst so billig herstellen kann.

Modebazar M. Raff,

Berlin,

Spandauerbrücke 14.

Den Genossinnen wird diese Firma bei Bedarf besonders empfohlen.

Druck von Fr. Meyer & Hinpeter, Hamburg, Rosenstraße 36.